Die heilige Regel für ein vollkommenes Leben by Robert Priebisch

Review by: G. Schaaffs

The Modern Language Review, Vol. 5, No. 3 (Jul., 1910), pp. 388-393

Published by: [Modern Humanities Research Association](#)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/3713383>

Accessed: 10/06/2014 21:22

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at
<http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Modern Humanities Research Association is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *The Modern Language Review*.

<http://www.jstor.org>

interest. First comes a section headed *Ual' Tialen* 'old tales,' containing much of the old folk-lore of the island. Then follows a short one on *Ual' Wiis* 'old customs,' including the 'beacon-burning' which takes place annually on St Peter's Eve (February 21). Earlier and later incidents in the history of Sylt are given in sections 3 and 4, followed by a short extract from the old comedy by Jap. P. Hansen, first published in 1809. In section 6 there are old Sylt proverbs and phrases, weather-saws, and lists of bird- and plant-names, while the last division contains a number of pieces in verse. In every respect Rector Möller's book will bear comparison with the two from West Friesland noticed above, and may do much towards keeping up an interest in the dialect among the natives of the island¹. Another of these, Captain Nann Mungard, of Keitum, has also done good service in this direction by preparing a small dictionary, which was published last year under the title of *For Sölring Språk en Wiis*. Whether the North Frisian dialects have a long or short life before them, enough has been committed to writing during the past century to preserve a record of their leading features, and these two books will remain valuable evidence of the Sylt tongue as spoken at the present time.

The lack of an older literature has naturally been of great detriment to Frisian and to its position among the Germanic languages. Its value for English philology has been greatly diminished by the loss of many words which must at one time have been in use, but have been unable to survive without literary support. Yet even in its present state Frisian is not without its importance for the study of English, and now that the means of investigating it are improving and multiplying, there is room for hope that it may in time receive more attention in this respect than has hitherto been its lot.

W. A. CRAIGIE.

OXFORD.

Die heilige Regel für ein vollkommenes Leben. Eine Cisterzienserarbeit des XIII. Jahrhunderts, aus der Handschrift Additional 9048 des British Museum herausgegeben von ROBERT PRIEBSCHE. (Deutsche Texte des Mittelalters herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Band XVI.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. 8vo. xxii + 104 pp.

Ohne Zweifel hat sich R. Priebisch mit der Herausgabe dieser Handschrift, die nach seinen Feststellungen eine Cisterzienserarbeit enthält, jedenfalls aber einmal im Besitze eines Benedictinerklosters gewesen

¹ Both in Friesland and in Sylt the teaching of Frisian is done outside of the ordinary school-hours. In Friesland it is entirely voluntary on both sides. In Sylt rather more than this was done at first, but some limitations have recently been imposed by the Minister of Education. An article on the subject in the *Sylter Zeitung* for March 5 of this year speaks thus of Möller's *Leesbok*: 'Der ganze Inhalt...is derart, dass das Interesse der Sylter Kinder aufs lebhafteste geweckt und gefesselt wird. Wir sind überzeugt, dass dies Buch sich als eine starke Schutzwehr erweisen wird für unser sylter Friesentum; es soll nur erst recht fruchtbar gemacht werden für die friesischen Sprachbestrebungen; es soll nur erst unsern Kindern recht lieb geworden sein.'

ist, ein beträchtliches Verdienst um die Kenntnis dieser Art Literatur erworben. Von der Existenz der Handschrift wusste man, seit sie Priebisch selbst in seinem bekannten Werke beschrieben und Proben daraus mitgeteilt hatte. Das darin enthaltene Büchlein war von da ab unter dem Namen 'Londoner Marienregel' gegangen.

Eingehende Beschäftigung mit seinem Inhalt hat nun dem Herausgeber nahegelegt, ihm einen Titel zu geben, der es vermeidet, es von vornherein einer bestimmten Gruppe offizieller theologischer Werke zuzuweisen. Mir wäre allerdings der Vorschlag, der auf Seite xvi gemacht wird, 'Richtschnur zu einem vollkommenen Leben' auch als Titel des Werkes noch lieber gewesen: der bestimmte Artikel und der terminus 'Regel' können noch immer die Vorstellung erwecken, als ob es sich hier um einen in grösserem oder kleinerem Kreise offiziell anerkannten Codex handele, und nicht, was es mir zu sein scheint: um das Erzeugnis des frommen Eifers eines einzelnen Klerikers. Leider lässt sich nichts Näheres über die Herkunft der Handschrift feststellen: vielleicht enthielten gerade die beiden ersten, ausgekratzen, Zeilen eine lokale Angabe.

Um den guten Lehren in den Augen derer, für die sie bestimmt sind, das höchst mögliche Ansehen zu geben, sie aus der abstrakten Sphäre reiner Lehrsätze herauszuheben, wird alles unter die Ägide der Gottesmutter gestellt, deren Kultus gerade im 13. Jahrhundert zusammen mit dem ritterlichen Frauendienst den Höhepunkt der Konkretheit erreicht hatte. Ich glaube aber auch, dass das Werkchen in erster Linie für Nonnen bestimmt war, obwohl der Ausdruck 'geistliche kint' (vgl. 34.) natürlich auch von Mönchen gebraucht werden konnte. Priebisch weist auf Arnsburg in Oberhessen als möglichen Entstehungsort hin: auch Cisterziensernonnenklöster gab es in der Gegend eine Anzahl. Maria leuchtet also in allem voran: ihre Person stellt der Verfasser als den Sitz all der Tugenden hin 'dar uf alle orden gefundiret sind,' die Augen als den Sitz der Keuschheit, die Ohren: des Gehorsams, die Nase: der Bescheidenheit, den Mund: des andächtigen Gebets, die Hände und Füße: der Arbeitsamkeit, Körper und Geist: der Armut, das Herz als den Sitz des Friedens, endlich die Seele als den der Charitas. Also die in erster Linie von Nonnen erwartete Tugend wird vorangestellt, und der Gehorsam folgt sofort: ganz anders die Reihenfolge in der von Priebisch aus Hermann von Fritzlar angezogenen Stelle, anders auch die, die von jeher in den Regeln der Orden beobachtet war: Armut, Keuschheit, Gehorsam. Es ist beachtenswert, dass die erste der drei Fundamentalforderungen, die Armut, erst später kommt: gewiss lässt sich daraus schliessen, dass sie für den betreffenden Orden nicht mehr an erster Stelle mit stand. Oder sollte der Grund *nur* in den anatomischen Verhältnissen liegen? Es folgt die Nase: auf sie sind die bescheiden blickenden Augen gerichtet, sie zeigt bei bescheidener Haltung nach unten: wiederum ein entschieden weibliches Motiv. Mit dem Munde, dem Sitz der allgemeinen Tugenden der Andacht und des Gebets, sind die Teile des Kopfes erledigt. Schon jetzt aber folgen Hände und Füße: die Werkzeuge der praktischsten Arbeitsamkeit, einer Tugend,

die gerade dem Cisterzienserorden am höchsten stand, durch die in erster Linie er in Deutschland seine materielle Blüte erreicht hat. Was Wunder dass die Armut und Demut in den Hintergrund getreten sind. Vielleicht indes sind sie sogar mit Absicht unmittelbar neben die Arbeitsamkeit gestellt: eine Warnung vor den Konsequenzen für die Lebenshaltung, die erfolgreiches Schaffen mit sich bringen kann. Mehr als dies alles aber fällt der breite Raum auf, den die Erörterung der beiden letzten Tugenden: Friedsamkeit und Liebe-Charitas einnimmt. Haben sie doch auch jetzt noch—der Schluss von Kapitel VIII fehlt—den doppelten Umfang der vorangehenden sechs Kapitel. Und hier finde ich ein weiteres Argument für die Richtigkeit sowohl der Zuweisung des Werkes an den Cisterzienserorden, speciell an ein Frauenkloster, als der Feststellung der Gegend, wo es entstanden ist.

Obgleich der Deutsche Herrenorden seiner Regel nach kaum Beziehungen zu den Vätern der Cisterzienser, den Benedictinern, vielmehr nur zu Augustinern, Templern, Johannitern, im Strafcodex zu den Dominicanern hatte, bestand doch in ihren Zielen von vornherein eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen den beiden für das mittelalterliche Deutschland so wichtig gewordenen Orden. Schon die Mönche des Monte Cassino legten den unterscheidenden Nachdruck auf die praktische Arbeit, die Sorge für die Verbesserung der Existenzbedingungen sowohl als die Seelsorge und die Betätigung christlicher Liebe in der Krankenpflege. Hier der Grund der tiefen Marienverehrung, hier wahrscheinlich aber auch der innerste Grund des leidenschaftlichen Widerstandes Bernhards von Clairvaux gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängnis, die das echt Weibliche der Marienerscheinung zu verflüchtigen drohte. Arbeitsamkeit und Liebestätigkeit im Kleinen, kolonisatorische und christianisierende Tätigkeit im Grossen haben den Orden in der Folgezeit vor allen andern ausgezeichnet und ihm seine überragende Bedeutung in den germanischen Ländern gegeben. Knüpften nun jene deutschen Kaufleute, die vor Akkon das 'Deutsche Marienhospital' neubegründeten, an die Kranken- und Armenpflege und seelsorgerische Tätigkeit der Benediktiner an, so nahm der ein paar Jahre später aus der kleinen Gemeinschaft emporgewachsene 'Deutsche Ritterorden,' zumal seit Hermann von Salza an seine Spitze getreten war, den gesteigerten Kräften entsprechend auch jene umfassendern Aufgaben in Angriff: Bekämpfung und Bekehrung der Ungläubigen, Gewinnung ihres Landes für die deutsche Kultur, geistige und materielle. Was ist natürlicher als das Aufkeimen gegenseitiger Sympathie, wo die beiden Orden in nähere Berührung miteinander kamen! Das geschah aber in den hier in Betracht kommenden Gegenden zum ersten Male im westlichen Hessen, bald darauf in der Ballei Koblenz! Nun wird in dem Beispiele, für das Priebisch die Quelle nicht anzugeben vermag, in No. 30, der deutschen Ordensbrüder in einer bemerkenswert günstigen Weise gedacht.

Eine Nonne, die sich wegen ihres untadelhaften Wandels des direkten Umgangs mit der Gottesmutter erfreuen darf, wird von zwei Deutschordensbrüdern um ihre Fürsprache gebeten. Sie fragt, mit missbilligendem,

vielleicht auch neidischem Blick auf die feine Kleidung und die andern, der harten Regel *ihrer* Klosters schroff gegenüberstehenden feineren Lebensgewohnheiten der Beiden ironisch, ob sie überhaupt Ordensleute seien. Die Antwort, die ihr zuteil wird: 'ja, der pabest hat den orden bestetiget, und ist unz gegeben wur alle unse sunde daz wir unserez herren zorn rechen sulen an den ungeloubigen,' musste die Klosterfrau erwarten, aber *sie* hört weniger die Feststellung der Konfirmation des Ordens durch Papst Innocenz III aus den Worten der Beiden heraus, sie denkt vielmehr an jene weitgehenden Vorrechte, die ihm von Honorius III unter dem mächtigen und bei Papst wie Kaiser gleich angesehenen Hermann von Salza gewährt waren, und die in der Geschichte der Orden wahrhaft einzig dastehen. In der Nonne feindlichen Worten und in ihrem Verhalten auch auf den Bescheid der Brüder hin, spiegelt sich die ganze, tiefe Erbitterung, der Neid aller der Kongregationen wieder, denen der schnell und mächtig aufblühende Deutsche Orden die reichsten Stiftungen wegschnappte, das beste Menschenmaterial, in socialer wie geistiger Hinsicht, entzog, deren religiösen Überzeugungen er mit seinem auf weltliche Dinge gerichteten Bestrebungen bitteren Anstoss erregte. Und dass dieser junge weltliche Orden trotz allem mit dem Oberhaupte der Kirche in weit unmittelbarerem Konnex stehen durfte als die alten in Jahrhunderten bewährten geistlichen Orden, dass er mit kluger Diplomatie auch die Gunst des ihnen allen wichtigsten Kirchenfürsten, des Mainzer Erzbischofs, sich gesichert hatte, machte den Neid noch grösser. Mit berechtigtem Selbstgefühl weisen die beiden Ordensbrüder darauf hin, weshalb sie solch exceptionelle Stellung einnehmen: Verteidigung und Ausbreitung des Christentums unter Aufopferung selbst des eignen Lebens, das Höchste was es im Zeitalter der Kreuzzüge gab, haben sie den in sicherer Distanz betriebenen Bestrebungen ihrer Konkurrenten entgegenzusetzen! Ich glaube kaum, dass überhaupt je eine Quelle dieser Erzählung aufgefunden werden wird. Sie wird unter dem unmittelbaren Eindruck aller dieser Verhältnisse entstanden sein. So viel scheint mir sicher: sie führt uns in eine Zeit, wo der Deutsche Orden mit seinem Auftreten noch immer etwas Neues, Unerhörtes war, wo er noch immer als ein Schmarotzer erscheinen musste, wo vielleicht die Kunde von seinem gänzlichen Fiasko in Siebenbürgen sich allgemein verbreitet hatte, aber die von den gewaltigen Taten in Preussen gerade erst anfang, bekannt zu werden. Doch ein Angehöriger des Cisterzienserordens hatte alle Veranlassung, die deutschen Ritter so zu feiern, wie es die Jungfrau Maria in der Erzählung tut. Er dachte an die schweren Misserfolge, die der Cisterzienser Christian seit 1215 dort erfahren, der erlösenden Rolle, die Hermann Balk mit seinen todesmutigen Deutschordensrittern dort gespielt hatte, des weitem enggeschlossenen Zusammenwirkens jener beiden äussersten Schildwachen des Christentums im heidnischen Preussenlande: des Cisterzienserklosters Oliva und der Deutschordensballei Preussen! Ich meine, wir können nur auf das westliche Hessen als den Schauplatz der Erzählung geraten.

Aber ich will das Beispiel noch zu Ende erzählen. Die Jungfrau nimmt der Nonne ihre Abneigung gegen die Ordensbrüder übel, und erscheint ihr erst dann wieder, als sie merkt, dass die Nonne den Grund ihres Fernbleibens wirklich nicht kennt. Sehr fein kommt in diesem Umstande zum Ausdruck, wie der Anstoss einer geistlichen Frau an weltlichem Leben doch das Natürliche ist, sich in ihrem Bewusstsein aufgelöst hat. Jetzt wird sie eines bessern belehrt. Ich mag es mir nicht versagen, den ganzen Passus hierherzusetzen, er ist derartig beziehungsweise gefasst, dass sich an die Stellung dieser Erzählung innerhalb des Ganzen gewiss noch weitergehende Erörterungen knüpfen werden.

‘Do sprach unser vrowe: “wi mochtez du mich me irzurnen dan an minen liben vrunden, di mich mit herzen erent und minnent und wûr allen dingen zu einer vrowen haben irwelet, und du di verwazest und irez lebenez bist geiergert?” Si vrage te wer si weren. Do sprach vnser vrowe: “Ez sin di brudere dez *dudeschen ordenez*.” Si sprach mit weinenden ougen daz si nicht en weste daz si di brudere also mit herzen minnete, und daz da wider di brudere si also gar wert hetten. Di mûter aller barmherzekeite warf iren mantel uf und hette under igligeme arme einen *dudeschen bruder* stende mit einen wizen mantele und eime swarzen cruce und sprach zu der clusen vrowen: “Sich hi, alsuz lip und wert haben ich di *dudeschen brudere*, wan si mich suderlichen lip habent und mich genzelichen zu muter und zu einer vrowen irwelet hant. herumbe so wil ich nimer wesen uf ertriche noch in himelriche, ich ein welle mine brudere und mine libe dinest man, di *dudeschen brudere*, bi mir haben.” Nach disen worten so wur unser vrowe wider dannen si waz kâmen, und di closen vrowe hette di *dudeschen brudere* wurbaz meir vil werdere und libere dan andere geistliche lute.’

Ich darf mich nicht mit gleicher Breite auf eine Erörterung des zweiten uns vor allen übrigen interessierenden Beispiels, von der H. Elisabeth, No. 47, einlassen. Elisabeth, geboren 1207, im selben Jahre, wo der Deutsche Orden zum ersten Male nach Hessen kam, hatte seit 1229 in Marburg gelebt, war 1231 gestorben; Konrad von Marburg hatte dann im Juli 1233 vor der Mainzer Reichsversammlung gestanden, war wenige Tage danach erschlagen worden; die Gründung der Marburger Kommende hatte 1234 stattgefunden, Gregor IX im Oktober desselben Jahres jene fünfmonatige Frist für die Vernehmung der Zeugen der Wunder Elisabeths gesetzt, der ihre Heiligsprechung im Mai 1235 gefolgt war. Ob sich die Ergebnisse des Zeugenverhörs noch in einem römischen Archive vorfinden werden? Leider steht mir hier nicht zur Verfügung Dietrich's von Apolda *Biographie der H. Elisabeth* in der ersten Ausgabe von Lambecks *Bibl. Caesar. Vindobon.* (Wien, 1669). Dietrich ist 1283 nach der Einweihung der Elisabethenkirche in Marburg gewesen, wo er aus der mündlichen Tradition der von ihm überaus geschätzten Ritter schöpfen konnte.

Nicht einmal das erste Stück des ganzen Traktates, dem alle diese Erzählungen angehören, ist vollständig: es bricht mitten im achten Kapitel ab. Es ist mir überhaupt zweifelhaft, ob diese Handschrift je das ganze Werk, dessen Inhalt im Eingang skizziert ist, enthalten hat:

die Zahl von vier Schreibern, die Priebisch schon für das vorliegende verhältnismässig kleine Bruchstück eruiert, bestärkt mich darin. Auch ist es nicht einmal ausgemacht, dass das Werk überhaupt vollendet war. Ich habe den Eindruck, als ob hier die immer streckenweise fertig-gestellte Reinschrift eines noch im Werden begriffenen Werkes vorliege, dessen Entwurf von einem, Ausführung aber von mehreren Verfassern herrühre, und das dann gar nicht fertig geworden ist. Auch *im* Text sind zwei grössere Lücken vorhanden. Sie sind auf folgende Art entstanden. Der Schreiber hatte nicht nur die letzten vier Zeilen der drittletzten Seite der ursprünglich verletzten Lage, sondern auch das sich anschliessende letzte Blatt—man kann mancherlei Gründe dafür finden—leergelassen. Der erste Buchbinder hielt darum die Lage für die Schlusslage und band sie demgemäss ans Ende. Ihm lag also nicht mehr Text vor als wir jetzt haben. In der Folgezeit riss jemand nach alter Gewohnheit das leere Pergamentblatt ab, wodurch auch die andere Hälfte des Doppelblatts lose wurde und verloren ging. Der zweite Buchbinder verbesserte nicht den Fehler des ersten.

In seiner Einleitung gibt der Herausgeber—wie man es bei ihm gewohnt ist—in musterhaft klarer und knociser Form alles das, was man an Angaben über die Handschrift selbst erwartet. Auch die Bemerkungen, die sprachlich orientieren sollen, hätten kaum kürzer zugleich und inhaltsreicher gegeben werden können. Überhaupt steckt in der Publikation eine Masse Arbeit, weit mehr, als der flüchtige Blick zu erfassen vermag. Wie mühsam das Suchen nach den Quellen der einzelnen Erzählungen ist, weiss jeder deutsche Philologe, der die mittelalterliche Theologie nicht gleich seinem eignen Fache kennt. Und von wem lässt sich das sagen!

Jedenfalls hat uns Priebisch mit seiner schönen Arbeit ein Werk zugänglich gemacht, das nicht nur einen Hessen, wie ich es bin, interessiert, sondern in grossem Zusammenhange gewürdigt werden muss, ob man ihm auch, von künstlerischem Standpunkte angesehen, keine besondere Note erteilen kann.

Ich habe nur auf wenigens aufmerksam machen können. Die eingehende sprachliche Untersuchung, die des Herausgebers Aufgabe nicht sein konnte, wird dem Denkmal die geographischen Grenzen noch verengen, die syntaktische wird dem Herausgeber darin Recht geben, dass wir in dem Grundtext ein originales, kein Übersetzungswerk vor uns haben.

Den Preis von 5 Mark für ein Buch von xxii + 104 Seiten, die grösstenteils Textabdruck enthalten, finde ich sehr reichlich bemessen. Eigentümlich wirkt dem gegenüber die Dürftigkeit der typographischen Wiedergabe aller der Zeichen, die nicht gerade häufig vorkommen, vgl. v, 9, vii, 29, ix, 4, vor allem die Seiten x, xi; am tollsten sind die Galgen wiedergegeben, die hier und da Absätze markieren: 4, ^{23, 25} hat man einem P den einen Zinken, 31, ⁴ einen andern abgebrochen und die so erhaltenen Strünke um einen flachen Winkel gedreht. Ein eigentümlicher Schwanz, der ein s vorstellen soll, ist 42, ³⁰ und anderswo zu sehen.

G. SCHAAFFS.

ST ANDREWS.